

Heinrich Sohnrey

Schöpke, Karl

Holzminden, 1949

Der Heimatdichter aus der "Lindenhütte".

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83827](#)

Der Heimatdichter aus der „Lindenhütte“

„Die echte Dorfgeschichte ist die zeitgemäße, künstlerische Fortsetzung der Dorfsage, das Gefäß, das den gesamten Goldgehalt des ländlichen Volkstums in Sage, Sitte und Sprache in sich aufnehmen, mit dem neuen Ideengehalt der Zeit naturgemäß verbinden und im Rahmen der jeweiligen ländlichen Natur zur naturwahren Darstellung bringen muß.“ H. Sohnrey.

Heinrich Sohnrey war einer der ersten und der besten deutschen Heimatdichter. Eine Literaturgeschichte hat ihn als den „ersten echten Vertreter der deutschen Heimatkunst“ überhaupt bezeichnet.

Heimatkunst — das ist nicht etwa so eine Art dörflicher Winkelschriftstellerei, ein bisschen primitiv, etwas naiv und ein wenig dilettantisch! Also keine „vollwertige“ Dichtung! — In einer solchen Auffassung läge ein grundlegender Irrtum, der auf großstädtischem Asphalt gewachsen ist.

Denn, ob ein Werk der Heimatkunst ein echtes Kunstwerk ist oder nicht, das hat überhaupt nichts

mit seiner Zugehörigkeit zur Heimat- oder anderweitigen Dichtung zu tun, sondern hängt ganz ausschließlich davon ab, ob der Verfasser ein echter Künstler ist oder nicht. Ein solcher kann ebenso in der Großstadt wie in der Kleinstadt und erst recht in der dörflichen Heimat heranwachsen. Und Heinrich Goßnitz war eben ein solch echter Dichter!

Heimatkunst ist *h e i m a t b u n d e n e* Kunst. „Heimat“ ist hier im ursprünglichsten Sinn zu fassen: Nicht bloß der Ort und die Gegend, in der einer aufgewachsen ist oder in der er sich später eingelebt hat („zweite Heimat“), sondern ein Ort und eine Landschaft, wo die ursprünglichen natürlichen Verbundenheiten noch wesentlich erhalten geblieben sind, wo Landschaft, Ortsbild, Art und Lebensweise der Menschen noch allenthalben die altererbte heimatliche Verbundenheit bewahrt haben.

Solch e c h t e Heimatart zeigen aber heute nur noch einzelne, meist etwas abgelegene Landschaften, wo Natur, Gebirge, Wald, Meer noch vieles vom ursprünglichen Gepräge bewahrt haben; sie können nur Orte aufweisen, wo die moderne Industrie und Zivilisation noch nicht ihr Zersetzungswerk an den natürlichen Verbundenheiten vollzogen haben. Darum können echte Heimatdichter nur aus solchen Landschaften und aus solchen Ortschaften hervorgehen.

In ihren Dichtungen tritt das menschliche Leben in all den Verbundenheiten solcher echter Heimat vor

unsere Augen: der Verbundenheit mit der heimatlichen Natur, mit der alterproben Wohnweise, mit der Familie und der Nachbarschaft, mit der heimischen Sprache, Sitte, Haltung und vielem anderen Erbgut mehr.

Die Heimat Heinrich Sohnreys und der Schauspielplatz fast aller seiner erzählenden und dramatischen Dichtungen ist nicht etwa bloß Tühnde oder auch nicht bloß der Golling, sondern ist: das süd-hannoversche Bergland, etwa zwischen der Werra, Weser und dem Harzgebirge mit der aus ihm hervorbrechenden Innersten, die über Hildesheim der Leine zueilt.

Ein recht ausgedehntes und wohl ausgesetztes Stück Niedersachsens. Das Hauptgepräge geben ihr: eine Fülle von mäßig hohen, kräftig hervortretenden Gebirgsrücken, Ketten und Einzelbergen, zumeist mit schönen Wäldern bestanden und von breiten, fruchtbaren Flusstalmulden und zahllosen Bachtälern durchfurcht; eine gesunde, mehr mittel- und klein- als großbäuerliche Landbevölkerung mit einigen Adelsgütern und vielen Tagelöhnerfamilien eingestreut; ein Volkstum, das zu Sohnreys Zeiten noch in der Fülle seiner ihm eigentümlichen Anschauungen und Lebensformen stand. Sonderlich der Golling mit seiner alles schützenden Waldhülle hatte damals noch viel mehr vom ursprünglichen Volkstum bewahrt als andere deutsche Landschaften.

Nicht umsonst also hatte Heinrich Sohnrey dreißig Jahre lang mit warmem Herzen, hellen Augen und wachen Ohren in drei Dörfern dieser südhannoverschen Landschaft (Tühnde, Nienhagen, Möllensen) und in den Nachbarorten, dazu noch in den heimatgebundenen Städten Göttingen und Northeim, Land und Leute tiefstens erlebt und eingehendst erforscht — halb unbewußt als Dorfjunge, sehr bewußt als Dorflehrer — und Schriftsteller. An der Bewegtheit und Fülle des Erlebten hatte sich seine d i c h t e r i s c h e G e s t a l t u n g s k r a f t entzündet und ihn für sein ganzes Leben mit Stoff versorgt. Obwohl also ein guter Teil seiner erzählenden Dorfdichtungen erst nach seinem südhannoverschen Lebensabschnitt niedergeschrieben worden sind (in Freiburg und Berlin), gehen alle diese Heimatdichtungen auf die dreißig Heimatjahre zurück, haben dort ihre Empfängnis, zum Teil ihre Geburtsstunde erlebt.

Schon 1888 trat, im einsamen Dorflehrerstübchen in Nienhagen geschrieben, sein Erstlingswerk „Hütte und Schloß“ ans Licht der Öffentlichkeit. Künstlerisch etwas ungelenk und bisweilen zu sachlich und sachlich (so das Kapitel „Wie in Hilgenthal die ‚Gerechtigkeit‘ aufgehoben wurde“) stellt der Inhalt doch ein dramatisch sehr wirksames Bild des Schicksals eines ganzen Dorfes, des Dorfes Hilgenthal, dar. Spieler sind die Dorfbewohner, ganz besonders die Holzhauer der Gutsherrschaft

und in deren Mittelpunkt der Oberholzhaner Lindemann in der „Lindenhütte“, Gegenspieler der gutsherrliche Graf von Hilgenthal und sein böser Holzvogt. Wie gute Geister greifen zuletzt der junge Graf, seine Mutter und ganz besonders dessen Schwiegervater, der benachbarte Baron von Volkerswalde, lösend und befreiend in die Entwicklung ein.

Es ist der Kampf um die uralte „Waldgerechtsame“, der besonders die abhängigen kleinen Leute in den Hütten bis an den Rand einer verhängnisvoll drohenden Revolution gegen das „Schloß“ führt. Nur eine Hütte, die „Lindenhütte“, wahrt inmitten des allgemeinen Wirrwarrs eine sittlich reine, glaubenserfüllte und zugleich praktisch-klare Haltung, obwohl gerade diese „Hütte“ von beiden Seiten lebensbedrohend bedrängt wird.

Beim Lesen dieses sozialen Dorfdramas, das den jähnen Zusammenprall der modernen Zivilisation mit einem alten wirtschaftlichen und sozialen Gefüge eindrucksvoll darstellt, wird man ein wenig an Gerhart Hauptmanns „Die Weber“ erinnert, obgleich der junge Sohnrey damals das Instrument der künstlerischen Darstellung noch keineswegs beherrschte. Aber es steckt eine mächtige, halbverborgene dramatische Wucht in „Hütte und Schloß“!

Schon ein Jahr später, 1887, kam „Friedensinchens Lebenslauf“ zur Welt, das gleichfalls schon in Nienhagen geschrieben und in Göttingen

vollendet worden war. Es ist die Geschichte eines einfachen Mädchens aus der „Lindenhütte“, der Schwester des Helden „Lindemann“ in „Hütte und Schloß“. Die Handlung ist denkbar einfach: Das kleine Friedesinchen kommt in der Lindenhütte zur Welt, vor der die uralte Linde, der Schicksalsbaum der Familie, räunt und rauscht. In einer Kinderschar von acht „Bruchbrunnenfischen“ wächst „die witte Deer“ mit ihrer zarten Haut und ihrem hellblonden Haar heran, in Leid und Freud, in Armut und Not, Krankheit und Tod, aber im Reichtum eines wahrhaft frommen, fast übernatürlich hilfreichen Hauses (so nahm einmal die Mutter zu ihren acht Kindern ein fremdes Kind an ihre Brust, dem beide Eltern gestorben waren); eines bunt bewegten Dorflebens, einer Fülle von Sagen und Geschichten und einer stets wunderbar tröstenden Natur. Über die eigentliche Tragik dieses feinen Menschenkindes wird dann ihre wirtschaftlich notwendige Trennung vom Elternhaus und ihr Dienst in der Fremde: In der ersten, sehr guten Stelle zerbricht sie am Heimweh und flüchtet bereits nach fünf Tagen wieder nach Hause; in der zweiten wird sie von üblen Menschen vorzeitig hinausgeworfen; aber in der dritten hält sie trotz furchtbaren Erlebens ihr Jahr durch — eine heldenhafte Heilige, die freiwillig ihr schwerstes Leid überwunden hat, ihr unstillbares Heimweh nach der Lindenhütte!

Und dann bringt sie als Siegerin noch Jahre in mehreren Dienststellen zu, meist in guten und stets in treuestem und fleißigstem Arbeiten. Friedesinchchen — die geborene Helferin im Dienen!

Wann aber kommt ihr eigenes Lebensglück? Oh, es ist wohl da: Lorenz Holzhöfer, der junge Drechslergehilfe... Aber da senkt sich der zweite, furchtbare Schatten auf das Leben der jungen Helden: Die Gemeinden der beiden Verlobten versagen ihnen das Wohnrecht. Sie sind zu arm... Und so verläßt Lorenz im Zorn die Heimat und geht nach Amerika. Das Schiff, das ihn über das Meer trägt, geht unter.

Friedesinchchen ist um ihr junges Lebensglück betrogen. Aber im Heimatdorf und später in der Lindenhütte findet sie ihre innere Festigkeit wieder: „Ich habe mich darein ergeben. Es ist Gottes Wille so gewesen und Gott hat mich nicht verlassen. Und ich habe auch ein Wort, das heißtt: Man muß den Mai nehmen, wie er kommt“.

Diese Lebensgeschichte „packt“ nicht, sie „spannt“ nicht, sie erregt kaum, aber sie erhebt den Leser in jedem Kapitel, auf jeder Seite des wundervollen Buches. Ein einfaches, armes Dorfmädchen erzählt selbst seinen Lebenslauf. Aber wie! So einfach, so selbstverständlich, so rein, so sittlich, so glaubensstark, wie man es nur von einer hohen Menschenseele erwarten kann.

„Friedesinchen“ ist eine künstlerische Tat gewesen, die nicht nur ihre weit über hunderttausendfache Verbreitung verdient hat, sondern auch noch in ferner Zukunft bleiben wird: „ein Stollen, in dem es von Edelstein nur so funkelt“ (Prof. Werner).

Das sind die beiden großen Lindenhütten-Bücher, die der junge Nachfahr der Lindenhüttenfamilie aus seinen Jugendinnerungen heraus geschrieben hat. Es ist kennzeichnend für Heinrich Sohnrey, daß er damit beginnt, zuerst einmal aus der engsten und natürlichssten Verbundenheit heraus zu erzählen, über die der Mensch überhaupt verfügt, nämlich aus dem Familienkreis und aus dem Mutterhaus heraus.

Immer wieder, noch Jahre hinterher in der Großstadt Berlin, greift er hinein in den unerschöpflichen Schatz seiner Erinnerungen an die „Lindenhüttenleute“.

So manche kleine Erzählung in der Sammlung „Die hinter dem Berge“ (ersch. 1894) und „Im grünen Klee — im weißen Schnee“ (ersch. 1903) spielt in und um die Lindenhütte. Eine der herzerwärmendsten ist wohl „Robinson in der Lindenhütte“, in der Sohnrey höchst lebendig schildert, wie das plötzliche Auftauchen von Defoes „Robinson“ im abendlichen Besucherkreis der „Lindenhütte“ geradezu höchste Begeisterung und tiefste Rührung hervorrief! Und

wie sich dann ganze Vorleseabende für einen erheblichen Teil der Dorfbewohner daraus entwickelten. In dieser kleinen Tatsachenschilderung wird auch das abendliche Geschichtenerzählen ohne Bücher in so gewinnender Weise dargestellt, daß man nur von Herzen wünschen möchte, so Ähnliches ließe sich in einer besseren Zukunft des deutschen Landvolkes wieder beleben!

Immer wieder tauchen in Heinrich Sohnreys Erzählerkunst Erinnerungsstücke aus der Lindenhüttenzeit aus der Tiefe auf. In Sohnreys Seele raunte und rauschte während seines ganzen Lebens die alte Linde vor der Hütte,*) die ein besinnlicher Vorfahr der Lindenhüttenleute im bösen Kriegsjahr 1640 gepflanzt hatte. In den Eichenbalken über der Heckentür der Hütte hatte er den Spruch eingeschnitten:

„So lang die Linde bleibt stehn,
Wird mein Geschlecht nicht untergehen;
Ich laß den lieben Herrgott walten,
Der Lind und Leute kann erhalten.“

Dieser Spruch, der in seinem Erstlingswerk „Hütte und Schloß“ steht, war in mehr als einem Sinne ein Leitspruch für das Leben und die Lebensarbeit Heinrich Sohnreys, des „Lindenhüttenmannes“.

*) In Wirklichkeit stand sie etwas entfernt von dieser vor der Jühnder Kirche, von wo sie die dichterische Freiheit unmittelbar vor die „Hütte“ versetzt hat.

In den beiden obengenannten Erzählungs-Bändchen, die, wie gesagt, viel später geschrieben sind, kommen ebenso wie in der erst 1927 erschienenen Sammlung „Wenn die Sonn' auf geht“ (Jugendgeschichten) immer wieder Menschen und Geschehnisse aus dem Dorfe Tühnde und Nachbardörfern vor (so der „Lorentheinrich“, „Mit Eseln und Ochsen“, „Die Tippe“, „Die Sünde“). Der andere Schauplatz dieser Geschichten aber ist: die Landschaft des Gollings und seiner Vorberge gegen die Leine und Weser zu. In diesen vielen „Dorfgeschichten aus dem Hannoverland“ und „Gestalten und Geschichten aus dem hannoverschen Bergland“ wechseln die drolligsten Menschen und heitersten Schilderungen mit sehr ernst zu nehmenden Männern und Frauen und schweren Schicksalen ab.

Sohnreys wundervoll warmer Humor verklärte auch noch die verschrobensten und verachtetsten Gestalten im Dorf, so die „Süper“ in „Schacker und Pümpel-eise“ und „Wer bin ich?“ oder den nichtsnutzigen Jungen „Himmelhund“ oder den Sonderling „Hunnenkönig“ oder den habgierigen Tischlermeister Gnatkopf in „Tolütt!“.

Dann aber erscheinen auf seiner Erzählerbühne die vielen tüchtigen, fleißigen, grundanständigen, fast heldenhaften Männer und Frauen, die sich ans Armut und Not herausarbeiten und in den Jahrzehnten, da das deutsche Reich und Volk wirtschaftlich

mächtig emporstrebte, es zu etwas brachten. Da ist die Großmutter Schaper, die trotz ihrer 14 Kinder, die sie aufgezogen hat, noch gesund und rüstig die Schwiegertochter im Hof überlebt; da „steht sie vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend am Ruder, feuert an und löscht aus, tröstet und treibt und bewahrt das Hauswesen vor dem Untergang“. Oder da ist der „General Schwartenhauer“, der es vom ganz armen Uckerknecht innerhalb von zwanzig Jahren zum Großkötner brachte: „Die Erde ist groß und breit und hat Raum für jeden Tüchtigen!“ schließt Sohnrey diese Geschichte.

Aber dann kommen die dran, die ihr Leben mit Sünde und Schuld beladen haben und über die schließlich — oft erst spät — das Verhängnis kommt. Da lassen sich die sonst so tüchtigen „Dreieichenleute“ aus neuerungssüchtigem Eigennutz verführen, ihren uralten Familienhof auf dem Berge gegen einen besseren Hof im Leinetal einzutauschen und — verlieren beide Höfe. — Oder der alte geizige Bauer Hennecke in Langenrode: Er hat seine liebe Tochter um ihre Hochzeitsaussteuer betrogen und wird später von seiner Schwiegertochter zum verzweifelten Bettler herabgedrückt. — Oder ein anderer schwerer Sünder: der „Ewige Bräutigam“ im Dorf Brakenstein, der die Herzen der Dorfmädchen aneinanderreißt wie an einer Schnur, darunter auch das des feinen Mädchens „Tauenschön“. Alle lässt er über kurz oder lang sitzen,

auch „Tausendschön“. Sie aber ruft ihm zum Abschied einen Fluch zu: „Nie wieder wende sich ein treues Mädchenherz Dir zu! Hunger und Durst nach Liebe und Liebesglück nage Dir allzeit an Deinem falschen Herzen und mache noch Dein Alter zum schallenden Gespött der Jugend“. Der Fluch ist in Erfüllung gegangen... Und wohl am wuchtigsten überkommt die gerechte Vergeltung des Himmels das unselige Ehebrecherpaar den „Posthöfer“ und seine Schwägerin in der Erzählung „Die Sünde“! Bis ins zweite und dritte Glied wird hier das Verbrechen gestraft.

Man würde überhaupt Sohnreys Erzählerkunst erkennen, wenn man in ihm so eine Art plaudernden, idyllischen oder epischen Dorfgeschichtenerzählers sähe, bei dem man sich vor allem an der warmherzigen und humorvollen Darstellung erfreute. Es stimmt: Das ist auch „Sohnrey“. Aber der andere Sohnrey ist der des unerbittlich gerechten Ausgleichs und der schicksalhaften Vergeltung, und zwar noch in diesem Leben! Schon „Hütte und Schloß“ und „Friedesinchens Lebenslauf“ bergen zahlreiche Beispiele solchen Ausgleichs. („Es kommt alles wieder rum!“). Von den kleineren Erzählungen in „Die hinter den Bergen“ und „Im grünen Klee“ berichtet mindestens ein Drittel von dramatisch wichtigen Geschehnissen, die über schuldbeladene Männer und Frauen hereinbrechen.

Das ist auch der sittlich-tragische Hintergrund der im Jahre 1888 zuerst erschienenen großen Erzählung „Philippenkropfs Heimkehr“, die Sohnren ursprünglich „Versetworen — verloren“ benannt hatte. Geschrieben ist sie in Möllensen, dem Ort seiner letzten Dorfsschullehrerjahre. Es ist die Geschichte eines jungen, wohlhabenden, sieghaften Bauernsohnes aus den Vorbergen des Gollings, den der Bauernstolz seiner Eltern und eigene Wankelmüttigkeit von seiner ersten Liebe zu einem einfachen, doch sehr hochstehenden Mädchen abbringen und sein Herz einer reichen, freilich auch sonst überaus begehrenswerten Bauerntochter unten im Leinetal zuwenden. Aus der leidenschaftlichen Liebe zu dem schönen Mädchen lässt er sich von seinem Nebenbuhler, dem teuflischen „Hasenkarl“, zu einem Meineid verführen, der diesen von einem begründeten Mordverdacht reinigt. Dafür tritt ihm der Nebenbuhler die Geliebte — anscheinend — ab... Als der „Hasenkarl“ nachher sein Versprechen nicht hält, offenbart Philipp im Zorn seinen eigenen Meineid. Zwei Jahre Zuchthaus sind seine Strafe; der eigentliche Verbrecher erhängt sich im Zuchthaus, zu dem er lebenslänglich verurteilt war. Als innerlich Niedergeschnetterter, der nacheinander zwei Bräute verloren, seinen Gott indessen wiedergefunden hat, kehrt der verlorene Sohn zu guter Letzt in den Berghof seiner Eltern in seine Heimat zurück.

Das tiefste Problem des Meineids war es, das hier Sohnreys künstlerische Feder geführt hatte. Und er meint, eine starke sittliche Hilfe gegenüber dieser Todsünde wären nicht nur der christliche Glaube sondern auch zahlreiche Überlieferungen des Volksstums: „Nicht nur die Mißachtung des göttlichen Wortes sondern auch die Mißachtung des altererbten Volkstums führte Philipp zum Meineide“, schreibt dessen Alinstaltpfarrer mit gutem Grund. Ein guter Teil dieses altererbten Volkstums ist freilich auch hier „Alberglaube“. So, wenn Philipp sich zuerst gegen den Meineid wehrt und sagt: „Im Berghof heißt's, daß einer, der falsch schwur, sein Lebtag kein Glück mehr hat, einen langen schlimmen Tod stirbt und nach dem Tode im Grabe keine Ruhe finden kann, so daß er die Hand herausstrecken muß . . .“

Den Höhepunkt aber seiner ethisch-dramatischen Darstellungskunst hat Heinrich Sohnrey in der tieftragischen Dorfgeschichte „Der Bruderkhof“ erreicht. Sie geht auf seine Eindrücke im Dorf Möllensen, gelegen zwischen dem Hildesheimer Wald und dem Siebengebirge, zurück, ist aber erst 1897 in Berlin niedergeschrieben worden. Der damals 36jährige Heimatschriftsteller hat im „Bruderkhof“ sein dichterisches Meisterwerk geschaffen, das in seiner Art weder er selbst noch andere übertroffen haben. Hätte Sohnrey nichts anderes geschrieben und getan, als den „Bruderkhof“

verfaßt, würde er allein schon dadurch für immer einen Platz unter den deutschen Dichtern verdient haben!

Ortlich und zeitlich ungemein zusammengedrängt rollt im „Brüderhof“ ein tiefstes und erschütterndes Geschehen ab und wirkt wie eine Bühnentragödie, in der ein dunkles Verhängnis Schlag auf Schlag die Handlung vorwärts treibt und rasch zum tragischen Ende führt.

Die Menschen: Nur zwei Familien von je drei Personen sind die Träger der Handlung: Der alte Bauer auf dem „Wüstenhof“ und seine beiden Söhne Steffen und Marten; und der Stellmachermeister Drewe mit seiner Frau und seiner Tochter Sophie. Der Ort: zwei eng benachbarte dörfliche Grundstücke, nur durch ein leise rauschendes Bächlein, die Despe, getrennt; unmittelbar angrenzend die Kirche und der — Kirchhof. Die Zeit: Die entscheidende Haupthandlung spielt in den wenigen Wochen von der Apfelernte bis zum Martinitag; die schicksalhafte Folgehandlung bis zum nächsten Martinitag. Der erste gebiert furchtbare Schuld, der zweite birgt schaurige Vergeltung . . .

Der Verlauf: Der alte Ökers kommt zum Sterben. Mit unendlichen Mühen und Sorgen hat er seinen von der Herrschaft in Bodenburg abhängigen Hof, auf dem alljährlich schwere Lasten in Geld, Korn und Tieren liegen, durch die ganzen Jahre

hindurchgesteuert. Wird es seinem ältesten Sohn Steffen, dem Hoferben, gleichfalls glücken? Wird der überhaupt von dem Hofherrn mit dem Hofe bemüht werden? Der sterbende Vater hält es für sicher: Steffen ist zwar etwas ungeschickt und schwerfällig denkend, aber körperlich stark und zäh, dazu fleißig, gewissenhaft und tren wie nur einer. Er wird bestimmt einen guten Bauern abgeben...

Und der sterbende Vater denkt auch gleich an die künftige Bäuerin: Da ist des Nachbarn Drewes Fieken. Die soll Steffen heiraten. So vereinbaren die Familienväter am Totenbett von Ökers; und Sophie selbst verspricht's vor dem Sterbenden: „Wenn's Gottes Wille ist, Steffen, so will ich's tun“.

Aber — es ist nicht ihr Wille: Sie liebt den schlanken, aufgeweckten, besser „in die Welt passenden“ Bruder Marten, obgleich er an Sauberkeit des Charakters tief unter seinem älteren Bruder steht. Und der liebt sie noch leidenschaftlicher wieder. Und jetzt, wo Vater Ökers auf dem Kirchhof liegt, loht der Brand in beider Herzen vollends auf. Er verzehrt in Martens Sinnen alle brüderliche Rücksichtnahme, alle Ehrfurcht vor dem Wunsche des Vaters auf seinem Sterbebette und vor dem Versprechen, das Sophie in dieser Schicksalsstunde geben, und schließlich alle göttlichen und menschlichen Sittengebote: Er mischt heimlich in das Korn, das

Steffen sorgfältig gereinigt hat, um mit Sicherheit den Meierbrief vom Hofherrn zu erlangen, eine kräftige Menge Drespen und Raden . . . Steffen verliert die Gunst des Herrn und sein Meierrecht. Marten aber, der am anderen Tage, von dem niedergeschmetterten Steffen selbst geschickt, mit dem wieder gereinigten Korn zur Herrschaft kommt, wird mit dem Hofe bemeidert!

Der völlige Verlust Sophies ist weitere Folge für Steffen. Unmittelbar nach diesem schlimmen Martinstag verschwindet er von Hof und Dorf. Ist er in die weite Welt gegangen? Ist er verdorben, gestorben?

Marten und Sophie aber finden sich im Frühling des neuen Jahres ganz, und endlich geben auch Vater und Mutter Drewes ihre Zustimmung zur — Hochzeit. Wieder am Martinstag findet sie statt, mit allem möglichen Aufwand und mit allen schönen Gebräuchen, wie sie das Dorf kennt.

Auf dem Wege zur Kirche aber, am Grabe des alten Ökers sitzend, erblicken Sophie und Marten — Steffen. Und als man vom Tranaltar aus der Kirche kommt, erkennen alle den Verschollenen. Er ist narrenhaft gekleidet, und aus seinen Worten spricht der Schnaps. Aber unheimliche Wahrheiten kommen aus seinem Mund. Und als ihn dann Vater Drewes ins Hochzeitshaus holt, kommt es zwischen ihm und Sophie und Marten zu schaurigen

Begebenheiten. Am Morgen nach der Hochzeitsnacht aber, die Marten einsam, im Innersten getroffen, auf seinem Stuhle sitzend verbringen muß, findet die Totenfrau Steffen tot auf dem Grabe des Vaters liegend, in eine wohltätige Schneedecke gehüllt, an der nur ein roter Fleck verrät, daß Steffen ausgelitten hat . . .

Marten und Sophie aber werden niemals glücklich in ihrer langen Ehe, und ihr Hof gedeiht nicht, obwohl er bald aus der Abhängigkeit gekommen war. Auf ihm, dem „Bruderhof“, bleibt die alte Schuld hafsten bis über die Zeit hinaus, da ihn Sohnen selbst kennen lernte.

Beweisen schon die beiden großen Dorfromane „Philipp Dunenkopps Heimkehr“ und „Der Bruderhof“, daß Sohnen über bedeutende dramatische Fähigkeiten verfügt, so tritt das in dem zwei Jahre nach dem „Bruderhof“ entstandenen Bauerndrama „Düwels“ packend hervor. Es ist eine erschütternde Dorftragödie, die wiederum im Golling spielt. Die alte und ewig neue Tragödie der „Alten“ im Bauernhof, die sich wirtschaftlich nicht genügend gesichert haben gegenüber den „Jungen“. Für die alten Düwels ist das Armenhaus die letzte traurige Zufluchtstätte. Und auch da hinein kommen sie nicht auf dem Wege des Rechtes, sondern auf dem des menschlichen Mitleides des alten Daniel, der selbst im Armenhaus sitzt wie sie.

Läßt dieses soziale Bauerndrama die Schattenseiten des Bauerntums scharf hervortreten, so zeichnet das bereits 1901 erschienene Volksstück mit Gesang, Spiel und Tanz „Die Dorfmusikanten“ die Lichtseiten des dörflichen Lebens. „Sohnrey malt in satten Farben (in diesem Stück) in Form einer Kirchweih ein bäuerliches Gemälde von niederländischer Wucht und derbbehaglicher Lebensfreude“ (Nothardt).

Der Humor in allen seinen Formen, vom behaglichen bis zum tragischen, ist überhaupt eines der Hauptmerkmale der dichterischen Werke Sohnreys. Wie ein versöhnender Abendsonnenschimmer liegt er oft über der Endstrecke düsterster Schicksalswege. So heißt es von dem alten Bauern Hennecke (in „Ich schenke Braut und Bräutigam tausend Taler!“), den sein eigener Geiz um Hof und Altenteil gebracht hat, daß er als „Bettler“ auf dem Hof seines Schwiegersohnes, des Niesbeckfriz, lebt und jetzt so gern etwas für die Bielefelder Kollektionsammlung spenden möchte, wenn er nur etwas zu verschenken hätte! Aber der Kollektionsammler fährt mit einem vergebenden Lächeln fort: „Daß der Niesbeckfriz ihm manchen Taler gibt und daß sich diese Taler oben im Bettstroh schon zu einem erklecklichen Häuflein angesammelt haben, das verrät der alte Hennecke nun jedoch nicht. Ganz und gar kann er nun eben seine Natur nicht verleugnen. Der liebe Gott in seiner ewigen Langmut sei ihm gnädig.“

In dieser Art Humor („Humor ist — wenn man trotzdem lacht“) hat der Niedersachse Heinrich Sohnrey einiges mit dem Niedersachsen Wilhelm Raabe gemeinsam.

Meist freilich geht in den tragischen Erzählungen und Dramen Sohnreys der Humor über in Säze von alles verlöhnender Glaubenskraft. Dieser optimistische Glaube an das Gute in jedem Menschen, das ihm auch letzten Endes vom Himmel angerechnet wird, durchzieht nicht nur das gesamte praktische Lebenswerk Sohnreys sondern auch alle seine dichterischen Werke. Es ist der rote Faden seines eigenen Wesens, der überall hervorleuchtet! So schließt in „Friedesinchens Lebenslauf“ der Buchabschnitt, welcher soeben erzählt hat, wie dem Friedesinchens an einem Tag die Mutter und zwei geliebte Schwestern durch den Tod weggerafft werden, mit dem Konfirmationsspruch Friedesinchens: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!“

Und im „Brüderhof“ wird am Ende über die schwere Schuld Martens und seiner Frau die versöhnende Bemerkung Sohnreys gebreitet: „Es sind zwei recht alte zittrige Leute geworden, die einst so jung waren. Sie fühlen, daß sie ihren Kindern längst im Wege sind, hoffen aber, ergeben zu Gott aufblickend, daß sie nun nicht lange mehr zu tragen haben an ihrer Schuld.“

Vielleicht liegt es auf der gleichen Linie der alles erfüllenden, insgeheim religiös-mystischen Glaubenserkenntnis Sohnreys, daß er in allen seinen Geschichten die menschlichen Begebenheiten mit denen der Natur, mit denen der Witterungsercheinungen, der Landschaft, der Bäume und der Tiere innig verflieht. Er vernimmt eben überall das für die anderen meist unhörbare Klappen des Webstuhles Gottes. Als in der Hilgenthaler Erzählung „Die Sünde“ der sündige Kornbodenverwalter die schwarzlockige Schwester seiner Frau zur Kirche führt, „da brach auch das Gewitter auf und ging gewaltigen, donnernden Schrittes mit ihnen — und ließ das Hochzeitspaar wandeln in einer Wolke, wirbelnd von Staub und Häckerling . . .“

Aber noch weit öfter sind Pflanzen und Tiere die warmen Freunde, Warner und Tröster der guten Menschen. So die überaus klugen Hofmeister gänse der Mutter Schwertfeger in Hilgenthal, die sogar den strengen Herrn Grafen versöhnen und umstimmen!

Abgesehen von den soeben hervorgehobenen Besonderheiten des Heimatdichters Sohnrey kann man noch ein besonderes Merkmal seiner Darstellungsweise sehr hoch einschätzen: die menschliche Wärme, die, ernst und heiter, alle Gestalten und Begebenheiten unseres Herzen nahe bringt. In ihr liegt der gemeinsame Nährboden für den Erzähler und den Reformatör Heinrich Sohnrey.